

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

57. JAHRGANG März 2004 HEFT 3

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Editorial

Wegducken – wem hilft das?

Die Kunstgeschichte, die Geisteswissenschaften in Deutschland sind in Gefahr: Sie werden zu Tode gespart. Es bleibt nicht bei den schon gewohnten Kürzungen der Sachmittel, mittlerweile werden massiv Stellen gestrichen. Man schließt inzwischen Museen (den Anfang machte die Kulturstadt Weimar mit ihrem Stadtmuseum, Schongau zog zum 1.1. »wegen Finanznot« nach, das Freiburger Museum für Ur- und Frühgeschichte darf bis zu den nächsten Wahlen weiterbestehen) oder halbiert kurzerhand die Landesmittel, wie etwa Nordrhein-Westfalen für die kommunalen Museen. Die Stadt Köln hat das Vorhaben, ihre überregionale bedeutende und von der DFG geförderte Museumsbibliothek zu zerschlagen, unter dem Druck der Öffentlichkeit noch einmal suspendiert, man möchte schließlich Kulturhauptstadt werden. Nachdem sich Baden-Württemberg entschlossen hat, die längst durch Anbindung an das Wirtschaftsministerium zahnlos gemachte staatliche Denkmalpflege vollends zu »entbürokratisieren«, spricht: zum reinen Vollzugsorgan wirtschaft-

lich-politischer Prioritäten zu degradieren, gestern die Nachrichten, das schlechte Beispiel mache anderswo Schule. Den Universitätsinstituten werden bei sinkenden Etats und steigenden Studentenzahlen von Ort zu Ort verschiedene Reformprogramme und verschlankte Studiengänge aufgezwungen, deren Sinnhaftigkeit noch zu erweisen bleibt. Vor kurzem stand in der Zeitung, die Schließung eines großen Instituts werde erwogen. Ernsthaft wurde die Auflösung des kunsthistorischen Lehrstuhls an der TU München betrieben.

Es versteht sich, daß in Zeiten von Steuerfällen und Massenentlassungen in der Wirtschaft auch von Kultur und Wissenschaft Opfer verlangt werden können. Doch nur beim kleinsten Teil der Maßnahmen steht die effektiv eingesparte Summe im Verhältnis zu dem, was geopfert wird. Wenn man bei einem Schwerkranken die Hälfte der Medikamente einspart, ist er eben bald ganz tot. Nein, ein Ruck ist anscheinend durch die Politik gegangen: Entledigen wir uns der unprofitablen und

nicht anwendungsorientierten Geisteswissenschaften; das Gros der Wähler wird die oft auch noch gesellschaftskritischen Parasiten nicht vermissen. Dank der schlechten wirtschaftlichen Lage scheint die Gelegenheit günstig, alles mögliche durchzusetzen, wenn es nur als Rationalisierung daherkommt.

Kunsthistoriker sind streitbar, wenn es um Zuschreibungen und Datierungen geht, doch jetzt herrscht Schweigen. Wie lange hat es gedauert, bis sich – um ein beinahe beliebiges Beispiel zu nennen – die baden-württembergische Denkmalpflege dazu entschließen konnte, angesichts ihrer bevorstehenden Auflösung mit einem Appell an die Öffentlichkeit zu treten? Und auf wessen Veranlassung hat man den Text des Heiligkreuzberger Aufrufs schon wieder von der Homepage des Amtes gelöscht, wo er doch seine Aktualität nicht verloren hat?

Der Protest der Kunsthistoriker gegen die Amputation ihrer Institutionen ist so gut wie ausgeblieben. Müßten sich nicht gerade die 'etablierten' Fachkollegen zu Wort melden, diejenigen, die aus ihrer Lebensarbeit wissen, daß sie die Verantwortung tragen für ein für die Gesellschaft unverzichtbares Kulturerbe? Diejenigen, die es sich im Gegensatz zu Jüngeren oder Freiberuflern 'leisten' könnten, öffentlich Position zu beziehen. Weshalb schweigen sie?

Ist es so, daß ein Museum, dessen Ankaufsetat zusammengestrichen wurde, aus einer Art Armutsscham schweigt? Ist es nachvollziehbar, daß ein Universitätsprofessor den Namen seines Instituts nicht genannt wissen will, um nicht der Negativreklame anheimzufallen? Im einzelnen vielleicht verständlich – in der Summe verheerend. Solange nicht einmal die Fachöffentlichkeit von diesen Vorgängen erfährt, haben die Rationalisierer in den Ministerien keinen Anlaß, ihre Maßnahmen zu überdenken.

Könnte es sein, daß sich ein Kollege vom Museum nicht für die Denkmalpflege einsetzt und umgekehrt, weil es ihn nichts angeht, von

Amts wegen? Zugestanden, es war gar nicht notwendig, daß die Politik das *divide et impera* einsetzte: Die Berufsfelder Universität, Museum, Denkmalpflege haben sich seit langem auseinandergelebt. Über der eigenen Arbeit hat man den Austausch mit den »Anderen« vernachlässigt. Das rächt sich jetzt: Man weiß zu wenig voneinander, um die Gefährdung der Anderen rechtzeitig – oder überhaupt – wahrzunehmen und zu sehen, daß es um ein großes Ganzes geht. Solidarität ist vonnöten statt des lange genug mit schlechtem Erfolg erprobten St. Floriansprinzips.

Ist vom hergebrachten idealistischen Selbstverständnis der deutschen Geisteswissenschaften noch immer eine gewisse Obrigkeitshörigkeit übriggeblieben? Man möchte die Fügsamkeit mit einer Zensur der Meinungsäußerung erklären, doch von einer solchen ist im Ernst nicht viel zu sehen. Oder doch: in der Spielart der Selbstzensur, etwa in Gestalt des Amtsleiters, der in Nachrichtenblättern die Tragweite von Umstrukturierungen verharmlost oder den Mitarbeitern von öffentlichen Stellungnahmen abrät, um die vorgesetzte Behörde nicht zu reizen (vom Skandal der Maulkörbe kulturfernerer Ministerien gegen Mitarbeiter etwa der Schlösserverwaltungen ist hier nicht die Rede). Unter den Wissenschaftskollegen weint man sich aus, aber öffentlich die Stimme zu erheben? Nein, da siegt die vorausseilende Bedenklichkeit. Sich ins politische Geschäft einzumischen, ist »unakademisch«, kostet Zeit und bringt, vielleicht, Nachteile für die eigene Position. Auch Elfenbeintürme bieten Schutz vor dem rauen Wind der Realität. Bis er sie zum Einsturz bringt.

Auf dem Bonner Kunsthistorikertag 2005 soll die Sektion »Studium und Beruf« eine kritische Bilanz des Faches und deutliche Stellungnahmen ermöglichen. Bleibt zu hoffen, daß der Verband damit auch eine breitere Öffentlichkeit erreicht. Was ist bis dahin zu tun? Ein Hauptanliegen der Stunde ist die Information der Fachkollegen. Es gilt, die Kräfte zu bün-

deln. Es gibt genug Foren für Nachrichten und Austausch über die aktuellen Sorgen, unter anderen die Kunstchronik. Aber schreiben müssen die betroffenen Denkmalpfleger,

Museumsmitarbeiter, Freiberufler, Studenten und Hochschullehrer selbst. Lernen wir wieder, uns für die Anliegen der Nachbarn, auch der Nachbardisziplinen zu interessieren!

Expressiv!

Riehen bei Basel, Fondation Beyeler, 30.3.-10.8.2003. Katalog Ostfildern-Ruit, Hatje Cantz Verlag 2003. 207 S., zahlr. Abb., ISBN3-905632-22-5

Mutig war die Ausstellung *Expressiv!* der Riehener Fondation Beyeler. Der Expressionismus, zumal als Jahrhundertkunst vorgestellt, erzeugt Dissens. Das strittige Argument, das diese Ausstellung provoziert, kam Mitte der 70er Jahre auf und hat sich zuerst an der figurativen und expressiven Malerei der späten 70er/80er Jahre entzündet. Darf man von einem Stil sprechen? Ja, man darf, und gerade angesichts der in Basel zusammengetragenen Übersichtsschau der zahlreichen Expressionismen des 20. Jh.s gilt: man muß. Die Initiatoren der Ausstellung, der Schweizer Galerist, Sammler und Museumsgründer Ernst Beyeler und Markus Bröderlin, leitender Kurator der Fondation Beyeler, sind nach langem Ringen um einen passenden Ausstellungstitel bei dem kleinsten gemeinsamen Nenner, dem Adjektiv 'expressiv' angelangt. Man wollte »ohne den Schutzwall eines Ismus auskommen«, wird im Vorwort des Kataloges der Entschluß gegen die sprachliche Verpflichtung erklärt. Dies ist der einzige Vorwurf, den man ernsthaft anbringen könnte, denn die Ausstellung bezeugt genau dies, der künstlerische Expressionismus durchzieht in seinen verschiedenen Entwicklungen das 20. Jh. Wie immer man es nennen möchte, eine Richtung, Haltung, Bewegung, Gruppe, eine Idee – diese Beschreibungen sind weniger hilfreich als eben jener Begriff des Expressionismus. Er trifft zu auf einen Ausdruck des Protestes, für den sich Künstler verschiedener Nationen des 20. Jh.s in einer konkreten Phase ihres Schaffens in historisch im weitesten Sinne vergleichbaren Konstellationen entschieden haben. Die

Ausstellung erlaubte in ihrer umfassenden chronologischen Dokumentation, für die sie viele erstklassige Werke herangezogen hatte, Gesetzmäßigkeiten dieser verschiedenen Expressionismen festzustellen.

Die großen Blöcke der Ausstellung bildeten vorwiegend Gemälde, aber auch Graphiken und wenige Skulpturen des deutschen Expressionismus, des französischen Fauvismus, des österreichischen und schweizerischen Expressionismus, des amerikanischen Abstrakten Expressionismus und des internationalen Neoexpressionismus. Gerahmt wurde diese Chronologie der Expressionismen mit Werken von Künstlern, die als Väter und Vorväter des Expressionismus bezeichnet werden. Künstler der Brücke und des Blauen Reiters haben bereits El Greco, van Gogh und Gauguin als ihre Vorbilder benannt. Überrascht stößt man auf Werke von Künstlern, die zu keiner Phase ihres Schaffens als expressionistisch bezeichnet werden können, wie Modersohn-Becker, Hodler, Bourgeois und Naumann. Die Werke enthalten jedoch das Expressive, das Bröderlin im Vorwort des Ausstellungskataloges mit einem »Aufschrei der Seele gegen die Mechanisierung des Lebens« umschreibt. Hat man sich mit diesem ausgedehnten Konzept der Ausstellung angefreundet, überzeugt die Werkauswahl, für die allein schon der Ausstellungsbesuch lohnte.

Zweifellos besteht aber die vordringlichste Aufgabe darin, die durch die Ausstellung aufgeworfene These der Ähnlichkeit verschiedener Expressionismen zu untersuchen. Die Kunst der Jüngeren muß dem Vergleich